

Turns und Theoriebedarf

Dietrich Erben und Christine Tauber

Lange galt in der Kunstgeschichte, wie in anderen Geisteswissenschaften, die vermeintliche Pragmatik der Gegenstandserforschung. „Meine wissenschaftliche Arbeit hat durch die äusseren Geschehnisse keinen Wandel oder Bruch erfahren können.“ So lautet der letzte Satz der von dem Kunsthistoriker Herbert von Einem (1905–1983) gegen Ende seines Lebens verfassten Gelehrtenautobiographie, die in Deutschland mit der Weimarer Republik, der NS-Diktatur und der Bundesrepublik immerhin drei Epochen und Regime umfasst (*Erinnerungen*, hg. v. Roland Kanz. Mit einem Nachwort v. Thomas W. Gaehtgens, Berlin/München 2020, 84f.). Solche Autonomiebehauptungen sind den Wissenschaften mittlerweile fern gerückt.

Wissenschaft hat sich in den letzten fünf Jahrzehnten deutlicher zu begründen – in den Autor:innenpositionen, in den Gegenwartsbezügen, in den methodischen Standortbestimmungen, in den Theorieorientierungen. Diese Positionierungen setzen einerseits pluralistische Methodenangebote voraus, die andererseits stets auf's Neue weitere Differenzierungsimpulse und methodische Wenden erzeugen. Eine solche wissenschaftliche Entwicklungsdynamik wird als deutliches Zeichen der Internationalisierung in der Forschung seit etwa 1980 mit dem Begriff des „turn“ („Wende“) umschrieben. Er nimmt gegenüber dem älteren Begriff des Paradigmenwechsels, der eine prinzipielle Wendung und einen Bruch mit geltenden epistemischen Systemen bezeichnet, und dem Begriff des Trends, der eine Anpassung an zeitgenössische Bedarfslagen benennt, eine Mittelstellung ein. „Turns“ sind, mit einem Wort, weder ganz grundsätzlich noch ausschließlich modisch.

Bei „turns“ handelt es sich um Verschiebungen der Aufmerksamkeit im Rahmen von Theorien, Methoden und medialen Veränderungen. Sie sind daher

im Spannungsfeld von bestehender Theoriebildung und Methodik angesiedelt, auf die sie sich in all ihren Ausformungen beziehen. Erweiterungen der Fragestellungen, der theoretischen Ansätze und der methodischen Zugriffe bewirken evolutionäre Veränderungen im Wissenssystem und machen es für eine Aktualisierung zugänglich. Jedoch wird zugleich der Forschungsprozess nun selbst ausdrücklich als „eine mäandrierende Tätigkeit von turns“ im wörtlichen Sinn von Wendungen und Richtungswechseln verstanden: „als aktives Abwenden von alten und ein Hinwenden zu neuen Erklärungsmustern“ (Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2006, 23). In den beiden im Juli und August erscheinenden *Special Issues* der *Kunstchronik* ist es nicht die Absicht, „turns“, Trends, Methoden und Theorien strikt voneinander zu trennen; diese Unterscheidungen werden bisweilen in den einzelnen Beiträgen vorgenommen. Vielmehr geht es darum, die geradezu unglaubliche methodische Entwicklungsdynamik der vergangenen Jahrzehnte, von der auch die Kunstgeschichte geprägt war, abzubilden, sie auf der einen Seite vorläufig zu bilanzieren und sie auf der anderen Seite kritisch zu kommentieren.

Die Gründe für die methodische Ausdifferenzierung im Reigen der „turns“ sind äußerst vielfältig und disparat. Sie liegen auf der Ebene der Wissenschaftsorganisation und Forschungsfinanzierung ebenso wie auf Seiten der Erkenntnisinteressen. Zunächst einmal gehorchen auch die Wissenschaften Aufmerksamkeitsökonomien, somit dienen „turns“ der Produktdifferenzierung: Die tendenziell unbegrenzte Nachfrage nach den unterschiedlichen, mittels „turns“ ausgepreisten Interpretationsangeboten steht dem tendenziell begrenzten Angebot einer abgeschlossenen Vergangenheit und einer noch unzugänglichen

Gegenwart und Zukunft gegenüber. Eine solche Einschätzung ist nicht falsch, aber sie ist keinesfalls hinreichend.

Auf der Ebene der Wissenschaftsorganisation schlagen vor allem die Imperative der interdisziplinären Verbundforschung zu Buche, deren wichtigste gemeinschaftlich organisierte Institutionen Forschungsanträge stellen und wissenschaftliche Tagungen organisieren. Hier besteht naturgemäß ein stärker interdisziplinärer ausgerichteter Begründungsbedarf, der nicht mehr auf der Gegenstandsebene, sondern nur in ausdifferenzierten, dem Forschungsfeld angepassten und aktualisierten Methoden geleistet werden kann. Man tut sich notwendigerweise über gemeinsame methodische Verabredungen zusammen. Das Gebot der Tagungsökonomie hat dann auch Folgen für die Anpassung der Publikationsstrategien: Der in seinem Erkenntnisgewinn und Innovationsgehalt häufig recht überschaubar gehaltene Tagungsbeitrag im fast obligatorisch gewordenen Sammelband hat sich schon längst gegenüber dem Zeitschriftenaufsatz den Platz in der ersten Reihe verschafft. Die Verbundforschung folgt nicht nur dem Gebot der Interdisziplinarität, sondern auch demjenigen der Internationalität. Hieraus resultierte ein weiterer Strukturwandel: War die Internationalität des Fachs ehemals vor allem über die Gegenstandsbereiche der Kunstgeschichte und über entsprechende Kontakte zwischen Institutionen und Kolleg:innen mit ihren jeweiligen am Thema orientierten Sprachkompetenzen begründet, so wurde sie nun zu einer methodischen Internationalisierung mit dem mehr oder weniger gut beherrschten Englisch als *lingua franca*.

Schließlich dokumentieren die vorliegenden Essays auch die erkenntnistheoretischen Perspektiven der „turns“. Sie basieren generell auch in der Kunstgeschichte auf der Institutionenkritik und dem Hinterfragungsanspruch der Methoden „nach '68“. Die sich seit den 1970er Jahren anbahnenden Methodenumbrüche verdeutlichen darüber hinaus auch für die Kunstgeschichte die Verlagerung von der Geschichtswissenschaft zu den Medien- und Kulturwissen-

schaften als Anschlussdisziplinen. Die damit einhergehende Methodenpluralität wird beispielhaft an den zahllosen Methoden- und Fachlexika anschaulich, die in den letzten Jahren publiziert wurden und in der Unübersichtlichkeit der „turn“-Angebote Orientierung bieten sollen. Alles in allem hat sich, auch das zeigt sich in den „turns“, das Erkenntnisinteresse auf einen Wissenschaftskonstruktivismus ausgerichtet, der von einer prinzipiellen Konstruiertheit historischen Wissens ausgeht und für den die Vorstellung des auffindbaren Wissens obsolet geworden ist. Der Osteuropahistoriker Karl Schlögel, einer der Initiatoren des „spatial turn“, stellt nicht ohne Euphorie fest, dass es „gar nicht genug turns geben“ könne, „wenn es um die Entfaltung einer komplexen und der geschichtlichen Realität angemesseneren Wahrnehmung geht“ (*Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003, 68).

Die Beiträge dieses *Special Issue* sind unbestreitbar auf das universitäre Milieu ausgerichtet. Damit soll nicht verkannt werden, dass andere kunsthistorische Institutionen wie die Denkmalpflege, Museen und Kunsthallen, Restaurator:innen und auch der Kunsthandel ebenfalls höchst fundierte Beiträge zum Fach leisten, wobei jedoch die Theoriebildung und Methodenreflexion primär im akademischen Milieu der Universitäten und Kunsthochschulen stattfinden – und das insbesondere im Hinblick auf interdisziplinär ausgerichtete Diskurse. Häufig konfigurieren Ausstellungen Themen neu; in der theoretischen Reflexion, u. a. in den Katalogen, bleiben die Ausstellungsinstitutionen aber – was häufig beklagt wird – aus zunehmendem Zeitmangel und anderen strukturellen Gründen administrativer und museumspolitischer Art auf die universitäre Forschung angewiesen.

Dies ist der erste Teil des zu Zeiten des Drucks „Themenheft“ titulierten *Special Issue*, im August folgt Teil II mit Beiträgen u. a. zur Klimapolitik und zur Gattungsforschung, zu den Queer und Gender Studies, zum Global, Postcolonial oder Transcultural Turn, schließlich mit kritischen Einlassungen zur Semiotik sowie zum Poststrukturalismus und nicht zuletzt zur Kennerschaft und Stilgeschichte.